

# **Weil wir nicht mehr reden können!**

Ein Lebensbericht aus der Zeit des Nationalsozialismus.

Kurzfassung meines Buchprojekts für eine Lesung auf dem 7. Aufstellerkongress -  
Wuppertal, Oktober 2009.

## **Prolog: Eine Geschichte aus Geschichte**

Dies ist ein Geschichte aus Geschichte, erzählt erst einmal mir selbst, aber auch allen andern, die sie hören wollen. – Nicht jeder will so etwas hören, und mancher versteht es falsch. – Sie soll keine Rechtfertigung sein, diese Geschichte, keine Beschönigung dessen, was die einen getan und die andern erlitten haben, sondern eine Schilderung dessen, was war.

Eine Schilderung aus meiner Sicht selbstverständlich, wie könnte es anders sein? Aber auch aus der Sicht einiger anderer, von denen ich erfuhr, wie es für sie war, damals, und wie sie damit fertig wurden, oder auch nicht - je nach dem.

Spätestens jetzt ist es klar, in welcher Zeit sie spielt, diese Geschichte: in einer Zeit, in der jedes Jahr hundert Jahre und einen Monat schwer war, weil zwölf Jahre für tausend standen. - Es ist die Zeit, die uns aufgespielt hat mit klingendem Spiel, die uns erst einmal marschieren, und schließlich einen Totentanz tanzen ließ, in dem alle mittanzten, ob sie wollten oder nicht, und viele zu Boden fielen und nicht wieder aufstanden. – Diese Zeit ist es, die - sonderbarer aber auch verständlicher Weise - noch immer in uns und zwischen uns spielt, sodass ihre Sekunden und Minuten sich unter die jetzigen mischen und plötzlich in einem Wort, einem Gesichtsausdruck, oder an einer Wegbiegung wieder auftauchen.

So wird diese Geschichte auch im Gedenken derer erzählt, die zu Boden fielen, damals. - Dann aber auch für die, die ihre Geschichte nicht erzählen konnten oder wollten, aus Scham oder aus Trotz, weil sie sich schuldig oder ungerecht behandelt fühlten. Das verschlug ihnen den Mund. – Es gibt auch die, die sich völlig unschuldig fühlen, heute noch und trotz allem. Auch für sie wird diese Geschichte erzählt, falls sie das wollen. – Sie wird auch erzählt für die Kinder all derer, von denen hier die Rede war. Denn viele von ihnen haben gelitten unter dem nicht erzählen Können und Wollen, unter dem Schweigen.

Erzählt wird diese Geschichte aber auch um festzuhalten, wie es kommen kann und zugeht, wenn junge Menschen sich selbst aufopfern und dabei andern schaden. - Handelt es sich um Männer, dann werden viele von ihnen begeistert Kriege führen und dabei töten, andere oder auch sich selbst, um andere zu töten.

Die gab, und gibt, und wird es wohl immer geben, nach allem, was man weiß aus der Geschichte. – Sind es Frauen, sind sie auf den ersten Blick meist friedlicher. Aber dann stehen sie doch dahinter, hinter dem Krieg. Sie wollen, dass man sie verteidigt, ihre Kinder, ihre Heimat vor der Herrschaft der Andern, vor dem Tod.

Und womöglich haben sie recht, oder auch nicht. Denn es gibt ja auch die Vernünftigen – und ihnen gehört unsere Sympathie - die das alles nicht wollen. Männer und Frauen, die sagen: „Stell dir vor, es ist Krieg, und keiner geht hin. – Wir jedenfalls gehen nicht hin!“ - Aber die andern? Gehen die auch nicht hin? – Vielleicht haben die diesmal einen Führer, der sie dafür begeistert die Schmach früherer Niederlagen abzuwaschen, und das Vaterland wieder groß zu sehen, so wie das bei uns war, in Deutschland. – Stell dir vor, die andern wären nicht hingegangen, damals, vor siebzig Jahren.....

Aber die andern, wer ist das eigentlich? - Für die sind wir ja die andern, das heißt: alle sind für die andern die andern, wir auch!

Damals, vor siebzig Jahren, da war das eindeutig: alle, die nicht dazugehörten, nämlich zu uns, das waren die andern. und wir, das waren wir alle, die zu uns gehörten. Nur sie zählten, die andern nicht. Wir waren das Volk, und wir wollten wieder anerkannt werden in der Welt, das fanden die meisten. Jedenfalls alle, die wirklich zu uns gehörten..... Und die das nicht wollten, das waren die zersetzenden Elemente, das war der Feind, der Jude, der Kommunist, der Russe. So einfach war das damals.

Und das stand hinter der Opferbereitschaft, der Leistungsbereitschaft, der Begeisterung, dem totalen Einsatz auch des eigenen Lebens ..... oft freiwillig, oft unfreiwillig, oft auch beides. - Mann war so; und Frau war auch so, und darum geht es hier. - Es geht auch um die Frage, ob Frau und Mann heute noch so sind wie damals, und ob die andern immer noch die andern sind, so wie damals. Und ob es so bleibt.

Darum geht es in dieser Geschichte.

### **Rahmen des Lebensberichts, der aus 2 Briefen besteht: Mutter an Tochter und Tochter an Mutter.**

*Eine Frau in ihren Sechzigern findet beim Ausräumen der Wohnung ihrer vor kurzem verstorbenen Mutter einige zusammengebundene Hefte mit der Aufschrift : Für Katrin.-*

*Sie hatte den Kontakt zu ihrer Mutter mit 14 Jahren abgebrochen, und sich längere Zeit unter Sympathisanten der RAF bewegt. - Was die Tochter nach längerem Zögern schließlich liest, ist dies:*

## **Brief der Mutter.**

Liebe Katrin,

Du wirst diese Hefte erst finden, wenn ich nicht mehr bin. Ich wünsche, es wäre anders, aber ich weiß Deine Adresse nicht, und ich zweifle auch, ob Du sie überhaupt lesen würdest zu meinen Lebzeiten, diese meine Lebensgeschichte, so unglücklich wie das alles zwischen uns verlief.

Aber ich will endlich reden, bevor ich es nicht mehr kann. Reden nach dem langen Schweigen, das zwischen uns herrschte. Reden, und wenn es nur ein stummes Reden mit Tinte auf Papier ist.

Inzwischen weiß ich, dass dieses Schweigen ein weit verbreitetes Verhalten war. In wie vielen Familien wurde geschwiegen, aus Scham, aus Schuldgefühlen, aus Feigheit, aus Selbstmitleid!

Ich könnte es auch gut verstehen, wenn Dich das, was Du die Seelenwäsche Deiner Mutter nennen magst, nicht interessiert, dass Du denkst: „Damit soll sie mich in Ruhe lassen, das ist ihre Sache!“ – Die andere Seite ist, dass ich inzwischen weiß, dass die Erfahrungen der Eltern auch die Kinder betreffen. Wie viel gäbe ich heute darum noch einmal mit meinem Vater, der ja Dein Großvater ist, reden zu können über all das, was ich heute weiß und damals nicht wusste, und nun ist es zu spät.

Vor einem halben Jahr habe ich Deinen Film über die Geschwister Scholl gesehen, und glaube Dich dabei noch besser verstanden zu haben: wie sehr hast Du Dir gewünscht, dass Deine Mutter zu ihnen gehört hätte, und nicht diese überzeugte Nationalsozialistin und begeisterte BDM-Führerin gewesen wäre!

Ich frage mich allerdings manchmal, ob wir auf unsre Weise nicht genauso begeistert, opferbereit und todesmutig waren wie diese jungen Leute der Weißen Rose, aber eben auf der falschen Seite. Wussten wir das damals?

Es ist mir klar, dass man so eigentlich nicht fragen darf, wenn man dazu gehört hat. Aber diese unmenschlichen Demütigungen Deutschlands nach dem ersten Weltkrieg, das konnte man doch nicht auf sich sitzen lassen! Dieser Krieg musste sein, dessen war ich mir sicher.

Nun zu Deinem Film: ich finde ihn künstlerisch hervorragend, das wollte ich Dir sagen. Wie es Dir gelingt, aus den Erinnerungen der Weggenossen und -genossinnen diese Gruppe lebendig werden zu lassen! - Ja, solche Eltern hättest Du gerne gehabt! - Ich weiß, Du bist damit nicht alleine. Vielen aus deiner Generation geht es so, das ist verständlich. Aber beim Anschauen Deines Films hat es mich wieder einmal getroffen.

Schließlich gab es ja auch noch Deinen Großvater, der Teil des Widerstandes gewesen ist. Aber Du hast ihn nicht gekannt, und ich habe

Dir wenig von ihm erzählt. Es war mir zu schmerzlich, verworren und beschämend. Ich haderte, als Du noch bei mir warst, immer noch innerlich mit ihm. Das hat sich nur langsam gelegt, in der Zeit, in der ich den Vorwurf, mir nichts über die Gründe seiner Einstellung gesagt zu haben, dann fallen lassen konnte. Aber hätte ich ihn wirklich gehört? Wäre es nicht sogar riskant gewesen, mit mir drüber zu sprechen? Ich denke, er hatte recht, es nicht zu tun. - Aber davon mehr in meinem Lebensbericht.

Ich habe mir Mühe gegeben, Dir eine gute Mutter zu sein. Es sollte Dir nicht so gehen wie mir, denn meine Mutter war, als ich sie am notwendigsten gebraucht hätte, plötzlich verschwunden. Und wie Du in dieses Alter kamst, bist Du verschwunden! Es war ungefähr das Alter, in dem ich zum BDM ging. Du hast Dich dieser K-Gruppe angeschlossen, und ich war entsetzt darüber. Zum ersten Mal habe ich mich wirklich schuldig gefühlt für alles, was ich in der Hitlerzeit getan habe. Obwohl mir mein Kopf sagt, dass ich mir persönlich nichts vorzuwerfen habe. Das Schicksal hat mich davor bewahrt zu töten, oder andere furchtbare Dinge tun zu müssen. Ich habe zwar den starken Verdacht, ich hätte es getan, wenn es mir befohlen worden wäre. Tatsache ist jedenfalls, dass ich es nicht tun musste, und dass ich auch von den grauenhaften Dingen in den KZs nichts wusste, obwohl ich es hätte wissen können oder auch müssen. Ich bin mir bewusst, dass Du das nicht glauben kannst, und akzeptiere es, da ich es heute selbst nicht mehr wirklich verstehe. - Ehrlich gesagt, ich bin mir nicht sicher, was ich getan hätte, wenn mir befohlen worden wäre, als Aufseherin in einem KZ zu arbeiten. Wahrscheinlich hätte ich es getan, in dem Bewusstsein, dieses Opfer bringen zu müssen. und wäre zur Verbrecherin geworden. Man könnte allerdings darüber streiten, wer letztlich die eigentlichen Verbrecher waren, die zum Teil ungestraft davon kamen. Aber das ist müßig. So war es eben. Wir haben den Krieg verloren. Es war gut so.

### **Lebensgeschichte**

*Geboren 1923, beschreibt sie ihre Jugend als Tochter eines Berliner Unternehmers, der in zweiter Ehe mit einer ehemaligen Sängerin verheiratet ist. Sie weiß nicht, dass ihr Vater zu den Gegnern der Nationalsozialisten gehört und den Widerstandskreis unterstützt, der das Attentat vom 20. Juli 1944 plant. - Die Zwölfjährige hat eine jüdische Schulfreundin, die mit ihren Eltern auswandert, kurz bevor ihre Mutter die Familie verlässt, um mit einem SS-Offizier zusammenzuleben.*

## Warum bin ich ich?

In diese Zeit fällt ein Erlebnis in den Sommerferien, die ich auf einem Gutshof in der Nähe Berlins verbrachte.

Dort hütete ich häufig die weißen Angorahasen zusammen mit Bärbel, der Tochter des Gutsverwalters. An einem warmen, sonnigen Nachmittag lagen wir im Gras auf dem Hügel, auf dem das Gutshaus stand. Wir schauten in den Himmel und redeten. Manchmal sprang eine von uns auf, um einen Hasen, der sich zu weit entfernt hatte, zurück zu holen. Ich sah zu Barbara hinüber, wie sie da saß mit ihren blauen Augen und dicken, blonden Zöpfen, die in prächtigen „Korkenzieherlocken“ endeten, um die ich sie beneidete. Ich war damals sehr unzufrieden mit mir und meinem Aussehen und ich wünschte mir, wie dieses Mädchen zu sein, das ich kaum kannte, in deren Familie es mir aber gut gefiel. - Ich sah in den Himmel hinauf, in die ziehenden Wolken, studierte ihre ständig sich verändernden Formen: was vor kurzem ein Elefant mit nach oben gerecktem Rüssel schien, war nun ein Engel, der mit der Hand vorwärts wies und sich dabei schon wieder veränderte, bis die Wolke ihre Form verlor und sich auflöste. Ich lag, und schaute hinauf, sah immer neue Wolken und in einander übergehende Formen. - Bärbel sagte etwas, aber meine Gedanken waren weit weg, mein Blick verlor sich dort oben. „Warum“, fragte ich mich, „Warum bin ich eigentlich ich, und nicht Bärbel, oder irgend jemand anderer? - Warum nur?“ – Eine Zeit lang schwebte ich wie gebannt vor dieser verschlossenen Tür, diesem blauschwarzen Loch im hellen Himmel. - Aber ich war und blieb dieses Kind eben dieser Eltern, das zusammen mit seiner Spielkameradin im Gras lag, auf einem Hügel nahe Berlin.

*Etwas später wird sie – gemeinsam mit ihrem älteren Bruder - zu einer begeisterten Angehörigen der Hitlerjugend. Deshalb gibt sie die Absicht Geige zu studieren, die von ihrer Mutter gefördert worden war, auf, und wird BDM-Führerin. - Bei Kriegsbeginn meldet sich ihr Bruder freiwillig zur Luftwaffe, und ist ab 1942 als bei Stalingrad vermisst gemeldet. Sie selbst macht nach ihrem Abitur ein Jahr Reichsarbeitsdienst im Wartheland (annektierter Teil Polens), und wird dann dort auch Lagerleiterin. Sie ist mit ihren Maiden zur Betreuung volksdeutscher Bauern aus Wolhynien und Galizien eingesetzt, und erfüllt ihre Aufgabe mit Begeisterung.*

*1941 erkrankt ihr Vater und sie besucht ihn.*

## Auseinandersetzung mit Vater,

Weil es meinem Vater gesundheitlich nicht gut ging, nahm ich mir im Herbst ein paar Tage Heimaturlaub, und war überrascht, wie herzlich er mich empfing. Er war deutlich gealtert, und mir kam zum ersten Mal der Gedanke, dass ich womöglich etwas vermissen könnte, wenn er einmal nicht mehr am Leben sein würde.

Völlig ungewohnt für mich, war er Abends meist zu Hause, und lag auf einem Sofa, das in der Nähe des Kamins stand, in dem ein Feuer brannte. Ich saß bei ihm und wir lasen. Ich konnte mich nicht konzentrieren und starrte in die Flammen..... Vaters Stimme schreckte mich auf: „Erzähl mir doch, was ihr da so treibt im Wartheland.“ In seiner Stimme lag Interesse, aber auch etwas Geringschätzung und verhaltene Kritik, was mich störte. Trotzdem begann ich, erst widerwillig, von meinen Erfahrungen im Lager zu erzählen. Aber je länger ich erzählte, desto mehr redete ich mich in Begeisterung. Er hörte lange zu und ich fragte mich, was er dabei dachte. Als ich ihm einige Erfahrungen mit den volksdeutschen Bäuerin erzählte, fragte er plötzlich: „Habt ihr euch jemals überlegt, wie das ist für die Menschen, denen ihr zu helfen versucht?“ Obwohl mir diese Frage auch schon gekommen war, begann ich mich und meine Kameradinnen vehement zu verteidigen. „Und was geschieht denn mit den Polen, die ihre Höfe verlassen müssen?“ fragte er weiter. „Die werden weiter im Osten angesiedelt, damit das Land, das uns seit Jahrhunderten gehört, und erst durch Versailles an Polen kam, wieder deutsch wird! Verstehst Du nicht, dass wir diesen Lebensraum im Osten einfach brauchen?“ Er erwiderte erst einmal nichts, sah mich aber lange an. „Gib acht, dass du nicht Dinge tust, die du später bitter bereuen wirst!“ - Für einen Augenblick wurde mir bewusst, dass dieses mir so lange bekannte und nun alt gewordenen Gesicht das Gesicht meines Vaters war: er machte sich Sorgen um mich. Aber im nächsten Moment stieg eine unbändige Wut in mir hoch und ich stand abrupt auf. „Deine Belehrungen brauche ich nicht!“

Empört verließ ich das Zimmer und beschloss in dieser Nacht, am nächsten Morgen vorzeitig abzureisen, ohne mich von ihm zu verabschieden. Auf eine mir heute nicht mehr verständliche Weise schämte ich mich seiner.

Gab es nicht eine ähnliche Szene zwischen uns, Katrin, an jenem Abend, als Du mir mit mitgeteilt hast, dass Du ausziehen würdest?

*Als sie zurück in ihr RAD-Lager kommt, ist sie anfänglich etwas verunsichert, findet aber bald zu ihrer Überzeugung zurück. Der Vater stirbt, und sie macht bei der Beerdigung wiederum sie verstörende Beobachtungen, die ihre Vermutung bestätigen, dass ihr Vater ein Gegner des Regimes war. Anlässlich der Schilderung ihrer Tätigkeit als Lagerleiterin im Warthegau kommt sie auf die dort angesiedelten Vernichtungslager zu sprechen.*

## **Juden**

Jetzt ist ein Stichwort gefallen, auf das du, Katrin, sicher schon längst wartest: was habe ich von der Ermordung der Juden gewusst? – Ich frage mich heute selbst, wie es kam, dass ich so wenig wusste, wo es doch das Vernichtungslager in Chelmno gab, ganz in unserer Nähe. Im Wartheland und in

Generalgouvernement gab es außerdem Auschwitz, Majdanek, Sobibor, Belsec und Treblinka. Wie konnte ich davon nichts wissen?

Ja, wie konnte ich? Ich will auch nicht sagen, dass ich gar nichts über eine unmenschlichen Behandlung von Juden wusste. Immerhin hatte ich ja im Lodzer Ghetto Juden hinter Gittern gesehen, denn eine der Hauptstraßen führte mittendurch. Man durfte hier nicht zu Fuß, aber mit der Straßenbahnen und im Auto passieren. Das erste mal, als ich dort gewesen bin, war ich erstaunt, wie offenbar ungestört das Leben hinter dem Zaun weiterging. Unter den Deutschen grassierten Gerüchte, dass die Juden riesige Reichtümer in ihren Häusern versteckt hielten. Aber als ich nach einiger Zeit wieder einmal in Lodz zu tun hatte, war der Drahtzaun durch einen hohen, undurchsichtigen Bretterzaun ersetzt, in den an verschiedenen Stellen Türen eingelassen waren, die bewacht wurden. - Bei einer anderen Gelegenheit stand ich bei einem Besuch von Kutno unerwartet vor dem dortigen Ghetto. Vor einem hohen Drahtzaun, durch dem ein paar zerlumpte Kinder bettelnd die mageren Hände streckten, patrouillierten bewaffnete Posten. Ein Passant warf eine Tüte über den Zaun, auf die sich die Kinder stürzten und eine Rauferei angingen. Ich beobachtete, dass eine offenbar leere Streichholzschachtel in der Tüte gewesen war, und empörte mich über die Herzlosigkeit dieses „Scherzes“. Andere schienen sich über das gegenstandslose Gebalge zu amüsieren, was mich noch mehr empörte. Ich sah mich nach dem Hilfspolizisten um. Er sah mich ängstlich an, und fürchtete offenbar, für die Nachlässigkeit seiner Aufsicht zu Rede gestellt zu werden. Ich sah weg und entfernte mich, so schnell ich konnte.

Hätten diese Erfahrungen nicht genügen müssen um nachzufragen? Ja, sie hätten! Aber ich fragte nicht. - Vielleicht war es die unbewusste Angst, in Konflikte verstrickt zu werden, durch die die Welt, in der ich damals lebte, eingestürzt wäre. Allerdings hätte ich jegliche Besorgnis in dieser Richtung damals vehement bestritten, und jetzt erst, beim Niederschreiben, kommt mir die Erinnerung an Marga: An den schmerzlichen Abschied von ihr, und wie ich damals damit fertig wurde. An die Worte meine Volksschullehrerin, Fräulein Höpfner, dass die Weltherrschaft der Juden unser Vaterland bedrohe, und an die abendliche Unterhaltung mit Eberhard, der ihr Recht gab.

Als ich vor den Ghettos stand, hätten mich diese Erinnerungen aufwecken, und zu der Frage veranlassen können, was diese Elendsgestalten mit einer wie auch immer gearteten Weltherrschaft zu tun haben könnten, und weswegen man sie einsperren und so behandeln müsse. Aber die Erinnerung tauchte kein einziges Mal auf. Erst nach dem Krieg, als ich mich mit der Shoa auseinandersetzte, dachte ich wieder an die Zeit mit Marga und fragte mich, was wohl aus ihr geworden war, und ob ich jemals wieder etwas von ihr hören würde. Ich wünschte mir sehnlich, mit ihr zu sprechen; gleichzeitig flößte mir der Gedanke Angst ein. Hätte ich gewagt, mit ihr Kontakt aufzunehmen, wenn sich die Gelegenheit geboten hätte?

Tatsächlich erscheint es mir heute ganz unwahrscheinlich, dass ich von den Vernichtungslagern in der Nähe meines Einsatzortes nichts erfahren haben konnte, zum mindesten muss ich geahnt haben, dass dort etwas Ungeheuerliches vor sich ging. Aber ich bin in dem kleinen Kreis meiner Aufgaben geblieben, die mich bis an die Grenze meiner körperlichen und geistigen Kräfte forderten, und habe sie so gut ich konnte erfüllt. Stand dahinter die Angst zu entdecken, mit welchen Kräften ich mich eingelassen hatte im Dienst am Vaterland, die Angst vor einer abgründigen Scham und Schuld? Vielleicht aber auch die Angst, nicht nur den Boden unter den Füßen, sondern womöglich das Leben zu verlieren, wenn ich der Sache auf den Grund gegangen wäre?

Hätte man mich damals gefragt, ich hätte diesen Verdacht entschieden von mir gewiesen. Aber heute, wo ich mehr darüber weiß, wie stark unbewusste Kräfte unser Denken und fühlen bestimmen, vermute ich, dass eine Art von instinktivem Selbstschutz mir die Augen und Ohren verschloss. Ich zögere zu sagen, dass es Feigheit war, denn Feigheit ist das Zurückschrecken vor einer Gefahr, die Angst um das eigene Leben. Ich nahm nur die Gefahr wahr, die ich von außen auf mein Vaterland zukommen sah, und ich war bereit, mich ihr zu stellen, und dabei, wenn es sein musste, auch mein Leben aufs Spiel zu setzen. Aber ich blieb blind für die Gefahr einer Zerstörung von innen.

#### **1944 21 J größeres Lager. Attentat.**

Im Jahr 1944 wurde mir ein größeres Lager im Westen des Warthegaus zugewiesen.

Die jungen Frauen, die hier ihren Arbeitsdienst ableisteten, hatten als Jungarbeiterinnen in Rüstungsbetrieben schon gut verdient und keine Lust für 30 Pfennig die Stunde Hilfsdienste bei Bauern zu leisten. Diese Zeit war mühsam für mich, vor allem auch, weil ich mich mit keinem der Mädchen wirklich gut verstand, und Hilde, mit der ich im vorherigen Lager Freundschaft geschlossen hatte, war nicht mehr bei mir. Dazu kam, dass die Nachrichten von den Front immer düsterer wurden. Große Sorge machte uns die Frühjahrsoffensive der Roten Armee. Im Juni stand sie kurz vor Warschau und in Ostpreußen. Die Mädchen wurden zusehends nervöser, und ich musste viel Kraft darauf verwenden, ihnen Mut zuzusprechen. Defätismus wollte ich auf keinen Fall aufkommen lassen und sprach öfter von der immer wieder angekündigten Wunderwaffe, die nun sicherlich bald einsatzbereit wäre, und die Lage radikal ändern würde. Mit mir allein gelassen wusste ich nur eines sicher: wir konnten den Krieg nicht verlieren, weil wir ihn nicht verlieren durften.

Am 6. Juni landeten die Alliierten in der Normandie und drangen in Frankreich vor. Dann kam das Attentat des 20. Juli. Wir erfuhren davon, als wir am 21. Juli beim Frühstück das Radio einschalteten, und die bekannte Rede Hitlers von der ganz kleinen „Clique ehrgeiziger, gewissenloser und zugleich verbrecherischer, dummer Offiziere“ gesendet wurde. „Diesmal wird so abgerechnet, wie wir das als Nationalsozialisten gewohnt sind!“ stieß Hitler hervor und seine heißere

Stimme blieb im Raum, als wir das Gerät schon abgeschaltet hatten. Wir waren wie betäubt, gleichzeitig erschrocken und erleichtert, denn er lebte! Wieder einmal hatte ihn die Vorsehung bewahrt. - Selbst die am wenigsten nationalsozialistisch eingestellten Kameradinnen waren erschüttert. Ich selbst musste mit den Tränen kämpfen und sah, dass es anderen ähnlich ging.

## **Beziehung zu Hitler**

Ich habe mich nach 1945 oft gefragt, was mir Hitler eigentlich bedeutete, und wie ich zu ihm gestanden habe. Ich habe ihn nie aus der Nähe erlebt, und war von den wenigen Malen wenig beeindruckt gewesen, bei denen ich ihn, Spalier stehend, mit dem Auto hatte vorbeifahren sehen. Aber - wie schon erwähnt - haben mich die Radioübertragungen seiner Reden beeindruckt, und mit einer Ahnung von etwas Großem erfüllt, das ich nicht hätte benennen können. Für mich war er die Verkörperung des „Heiligen Vaterlands“, das er um so besser vertrat, als er selbst bitterste Armut durchgemacht hatte. Ich empfand es als gut und gerecht, dass ein Mensch wie er an der Spitze meines Vaterlands stand, und kein Vertreter des Adels oder der Oberklasse. – Als ich die Meldung des Attentats hörte, wurde mir bewusst, wie viel für uns alle an seiner Person hing, und was für ein furchtbarer Schlag es gewesen wäre, ihn zu verlieren. Ich grübelte immer wieder darüber nach, was Menschen dazu bringen könnte, diesen Mann zu ermorden. Dabei verdrängte ich völlig, dass mein eigener Vater womöglich zu ihnen gehört hatte. Wieso durchfuhr die Erinnerung an seine verzweifelte Frage: „Warum bringt denn diesen Kerl niemand um?“ mich nicht wie ein Blitz bei dieser Nachricht? (das *bezieht sich auf die Erfahrung ihres Bruders, der einmal dabei war, wie der Vater sich einem Gast gegenüber so äußerte.*) - Schreckte ich unbewusst davor zurück, im eigenen Vater einen Volksverräter sehen zu müssen, der er ja war, wenn er mit diesen Attentätern in Verbindung stand? – Wenn ich die junge Frau von damals vor mir sehe und ihr diese Fragen stelle, blickt sie fragend zurück, und ich spüre, dass sie sich missverstanden und verletzt fühlt. „Was hätte ich tun sollen? Und wie hättest du dich verhalten?“ – Ich weiß keine Antwort, und fühle mich auf seltsame Weise im Unrecht, ihr diese Frage gestellt zu haben. Hatte ich heute nicht den unschätzbaren Vorteil, dass ich wusste, was danach geschah? Dass ein Zeit kam, in der es mir schließlich wie Schuppen von den Augen fiel und die Dinge sich umkehrten: Verräter wurden zu Helden, Helden zu Verbrechern.

## **Reflexion über Stammesseele mit Katrin.**

Ich habe schon viel über meine damalige Blindheit gerätselt: Könnte es sein, Katrin, dass es unter den menschlichen Beziehungen eine Art von Bindung gibt, die einen blind macht für das Leiden anderer: die Bindung nämlich an das eigene Volk? Und dass diese Bindung desto mächtiger wird, je mehr sich das Volk, zu dem man gehört, in Bedrängnis befindet. – Nun kann man ja nicht sagen, dass sich Hitler-Deutschland, solange die Truppen vorrückten, in Bedrängnis befand, sondern dass es im Gegenteil dabei war, ganz Europa zu

bedrohen. Aber wir lebten damals mit einem überhitztem Nationalgefühl in einer Art von „Selbstvergötzung“, wohl als Gegenreaktion auf die Niederlage am Ende des ersten Weltkriegs, und auf den „Schmachfrieden“ von Versailles. Damit landeten wir in der Borniertheit eines Eingeborenenstammes, der glaubt, seine Stammesgötter seien die einzigen der Welt. – Irgendwann, viel später, wurde mir in einem schmerzliche Prozess langsam klar, dass dabei alle positiven menschlichen Eigenschaften, die wir in den „Dienst“ dieser Vaterlands-Idee gestellt hatten, entwertet wurden. Wir haben unsren Glauben und unsre Hingabe an die falsche Sache verschwendet! Alles, was wir planten und taten bezog sich immer nur auf das Wohl des eigenen Volkes. Die „Andern“ waren für uns keine Menschen. - Genau darauf wollte mich mein Vater damals in unserer Auseinandersetzung aufmerksam machen, und ich habe nur mit Empörung reagiert!

*Im Januar, als die Front immer näher rückt. löst sie das Lager auf und flieht nach Berlin. Sie besucht kurz ihr verlassenes und halbzerstörtes Elternhaus und arbeitet dann als Hilfsschwester in einem Lazarett. Unmittelbar vor Kriegsende begleitet sie einen Verwundetentransport in eine Kleinstadt in Oberbayern. Im dortigen Lazarett sind genügend gelernte Schwestern vorhanden, und sie muss sich eine Arbeit suchen.*

## **Arbeit in der Hühnererei und 2 Träume**

Durch Zufall erfuhr ich, dass auf einem großen Hof in der Nähe eine Stelle in der Hühnererei frei geworden sei, und ich meldete mich. Als die Hühnermeisterin Greta hörte, dass ich ein RAD-Lager im Warthegau geleitet hätte, stellte sie mich sofort ein. „Ich war selbst Maid im Osten, und das war bisher die schönste Zeit meines Lebens. Damals wusste ich, wofür ich arbeite, und unsere Lagerleiterin war eine beeindruckende Frau. Wir schwärmten für sie.“ Ich weiß nicht warum, aber ich hatte sofort den Verdacht, dass es Melita gewesen sein könnte, und bald stellte sich heraus, dass ich recht damit hatte. Sie war kurz nach mir in Melitas Lager gewesen. *(Auf die hier erwähnte Melita komme ich am Ende zurück).*

Ich bekam ein Zimmer im Gutshaus, und aß mit den anderen Gutsangestellten. Es war seit Jahren das erste Mal, dass ich eine vergleichsweise leichte Arbeit, geregelte Arbeitszeit und genug zu essen hatte. Einerseits genoss ich das, aber mir war nicht wohl dabei. Hätte ich nicht in Berlin bleiben müssen? Zunehmend wurde ich von Schuldgefühlen geplagt.

Ungeduldig dachte ich darüber nach, wann der Führer nun endlich in die Alpenfestung kommen würde. Diese Vorstellung war für mich mit einer vagen Hoffnung verbunden, und an sie klammerte ich mich mit aller mir verbliebenen Kraft. Zusammen mit Greta saß ich abends vor dem Volksempfänger, um die

immer bedrohlicher klingenden Wehrmachtsberichte zu hören. Die Seelower Höhen waren endgültig in der Hand der Sowjets, Breslau wurde belagert. An Führers Geburtstag, dem 20. April, warteten wir vergeblich auf die Nachricht, dass er sein Hauptquartier nach Berchtesgaden verlegt hätte. Aber es kamen nur ein kurze Meldung, dass die engsten Mitarbeiter wie Goebbels, Göring, Himmler, Bormann ihm gratuliert hätten. Der Reichsjugendführer Axmann überbrachte ihm die Glückwünsche der Hitlerjugend. - Am 25. April schloss sich der Belagerungsring um Berlin.

Am 30. April, einem sonnigen Frühjahrstag, gegen Mittag kam die Meldung, dass der Führer im heldenhaften Kampf um die Reichshauptstadt gefallen sei, und das Oberkommando Großadmiral Karl Dönitz übergeben habe. Dieser sprach in einer kurzen Rede davon, dass der Kampf gegen den vordrängenden bolschewistischen Feind fortgesetzt würde. Da wusste ich: „Das ist das Ende!“ - Später hieß es plötzlich, wir sollten in unseren Häusern bleiben, es würde womöglich geplündert. Inhaftierte des Konzentrationslagers Dachau, die durch eine in der Nähe gelegene Kleinstadt getrieben worden waren, seien von ihren Bewachern verlassen worden und machten nun die Gegend unsicher. - Tatsächlich tauchten nach einiger Zeit einige Gestalten in blauweiß gestreiften Kitteln auf. Greta und ich beobachteten sie durchs Fenster. Unter ihnen war ein relativ großer Kerl, der nicht so ausgehungert aussah wie die anderen. Offenbar war er der Anführer der Gruppe. Sie gingen auf das im Süden des Hofes gelegene Haus des Gutsbesitzers zu, und der Verwalter wollte sie davon abbringen. Ein Streit entwickelte sich, und der Verwalter schlug im Zorn seine Tabakspfeife auf den Kopf des aufgebrachten Mannes. Der war gerade dabei zurückzuschlagen, als sich die Haustüre der Villa öffnete, und die Gutsbesitzerin mit raschen, entschlossenen Schritten herauskam um auf die Streitenden zuzugehen. Sonderbarer Weise beruhigte sich der aufgebrachte Mann sofort, als sie ein paar Worte mit ihm gewechselt hatte. Wir konnten nicht hören, in welcher Sprache sie sich verständigten, und was sie zu ihm sagte, aber er machte sich mit seinen Kameraden davon.

Am 1. Mai tauchte ein Jeep besetzt mit amerikanischen Soldaten auf. Sie waren freundlich, verteilten Kaugummi an die Kinder, und wurden zum Teil freudig begrüßt. Besonders zwei Lehrlinge der Hühnerei, junge Frauen etwas jünger als ich, mit denen ich mich gut verstanden hatte, schienen gleich mit den Soldaten anbandeln zu wollen, und benahmen sich entsprechend. Angeekelt und tief enttäuscht ging ich auf mein Zimmer und warf mich aufs Bett.

In dieser Nacht sah ich im Traum die roten Sandsteinmauern einer Stadt, hinter denen ein Feuersturm tobte. Ich wusste, dass es Berlin war, und ich starrte wie gebannt hinüber. Die Mauern hatten Zinnen wie eine mittelalterliche Ritterburg, und auf den Wachtürmen waren kleine, rotweiße Wimpel befestigt, die von der Fahnenstange abstanden, als wären sie aus Metall. Plötzlich öffnete sich ein Tor, Flammen schlugen heraus, und durch den Rauch kroch auf allen Vieren ein schwarz gekohltes Gerippe auf mich zu. Ich erwachte in Panik und lag dann wach, bedrängt von Schuldgefühlen: Warum bin ich nicht dort geblieben?

Warum habe ich diesen Verrat begangen? - Ich wollte nicht mehr. Für mich war alles vorbei.

Am nächsten Morgen kam Greta um nach mir zu sehen. Die Hühner mussten versorgt werden. Ich schleppte mich zur Arbeit.

Als am 9. Mai die bedingungslose Kapitulation in Kraft trat, war ich wie versteinert. Ich fühlte nichts und verrichtete meine Arbeit mechanisch, während meine Gedanken sonderbare Wege gingen. Immer wieder sah ich einen Fluss vor mir, auf dessen grünlich glitzernder Oberfläche zahlreiche Wirbeln spielten. Während ich mich, mit Futterkübeln rechts und links belastet, durch den Stall schleppte, spürte ich die saugenden Wirbel unter meinen Füßen, und wünschte, dass sie mich abwärts zögen. - Diesen Fluss gab es. Er windet sich, kaum eine halbe Stunde zu Fuß entfernt, durch das Moor.

Ein paar Tage später träumte ich von Hitler. Ich sah sein Gesicht, so wie ich es tausende Male auf Plakaten gesehen hatte. Es erhob sich riesig und deckte den Horizont. Während mich die Verehrung für diesen Mann, die mich den größten Teil meines bisherigen Lebens erfüllt hatte, wie ein stechender Schmerz überfiel, begann dieses Gesicht zu zerfallen. Zuerst brachen die Augen nach hinten durch, dann der Mund. Plötzlich rollte das Ganze zusammen wie ein Tuch, wurde zur Seite gezogen und gab den Blick auf das Gebirge frei. Ich wachte mit einem Schrei auf, schweißgebadet.

Als ich aufstand und durchs Zimmer taumelte, schien draußen die Sonne. Die Blüten des Apfelbaums vor meinem Fenster waren aufgebrochen. Ich legte mich wieder hin, zog die Bettdecke über den Kopf und schloss die Augen. Mir fiel ein, dass heute mein freier Tag war. Was sollte ich tun, ohne Arbeit? - So lag ich lange. Vom Dorf herüber hörte ich Glocken: Maiandacht! Davon hatten sie gestern gesprochen und mich gedrängt mitzukommen. Ich hatte empört abgelehnt. - Jetzt feiern sie also den Frieden! Wie kann man diesen Frieden feiern, der eine schmachvolle Niederlage ist? Hatten sie nicht auch an den Endsieg geglaubt? - Aber sie hatten von Befreiung gesprochen, und selbst Greta war mitgegangen. - Befreiung von was?

## **Unterm Apfelbaum**

Als ich vor das Haus trat, war da der Apfelbaum. Ich streckte mich unter ihm im Gras aus. Ein paar Blütenblätter fielen auf mich wie warmer Schnee. Bilder aus den letzten Monaten bedrängten mich: die Toten und Verwundeten im Lazarett, das zerstörte Berlin, das halb zerstörte Vaterhaus. Ich starrte in den Himmel, immer tiefer hinein, immer weiter zurück in meine Kindheit, und weiter durch sie hindurch, und kam zu keinem Ende. - Die Sonne wärmte meinen Körper, aber ich war weit oben, in der sinnlosen Kälte des Raums.

Es ist schwer für mich, Katrin, meinen damaligen Zustand aus diesem großen zeitlichen Abstand zu beschreiben. Genau genommen ist es mir nicht mehr möglich. Und wenn die alte Frau, die ich heute bin, zurückschaut, dann sieht sie dort diese junge Frau von damals unter einen blühenden Apfelbaum liegen, umgeben vom aufbrechenden Frühjahr, zwischen Anemonen und Primeln im

Gras. Gleichzeitig spüre ich ihre innere Finsternis, die nachtschwarze Ratlosigkeit, und ich wundere mich, dass das Bild des grünen, zwischen weidenbestandenen Ufern dahin ziehenden Flusses nicht wieder aufgetaucht und unwiderstehlich geworden war, in diesem Augenblick. Es wäre dorthin nur ein kurzer Fußmarsch auf der birkengesäumten Landstraße gewesen. Während ich darüber nachdenke komme ich ins Grübeln, wie mein Leben - und das Leben unzähliger anderer Menschen - verlaufen wäre, wenn Hitler in meinem Geburtsjahr, nach dem gescheiterten „Marsch auf die Feldherrnhalle“, nicht vom Selbstmord abgehalten worden wäre. - Gut, dass ich dort unter dem blühenden Apfelbaum noch nicht wusste, dass Hitler den Selbstmord zwölf Jahre später doch verübt hat. Womöglich hätte das Bild des ziehenden Flusses dann die Oberhand gewonnen.

*Nach einiger Zeit schließt sie Freundschaft mit der Tochter der Gutsbesitzerin, deren Mann nach dem 20. Juli ermordet worden war, weil er dem engeren Kreis der Attentäter angehört hatte.*

*Nach Kriegsende wurde sie dann entnazifiziert und als Mitläuferin eingestuft. Sie ist einerseits empört darüber, weil sie sich immer noch als überzeugte Nationalsozialistin sieht, und macht hämische Bemerkungen über diese „Siegerjustiz“ auch bei den Nürnberger Prozessen.*

*Sie verlässt den Hof und baut sich eine Existenz als Geigenlehrerin in der nahegelegenen Großstadt auf. 1947 trifft sie dort ihre sehr viel ältere Schwester Lisa aus erster Ehe, die über die Widerstandstätigkeit ihres Vaters Bescheid weiß. Diese hatte ihm – trotz eines früheren schweren Zerwürfnisses - in seinen letzten Jahren nahe gestanden, und kann ihrer Schwester vieles über seine regimekritische Einstellung und deren Hintergrund sagen. Außerdem deutet sie an, dass die Familie nach dem Attentat ein Zeitlang unter Beobachtung der Gestapo stand. Lisa hat auch Verständnis für die Probleme, die ihre Schwester mit dem Zusammenbruch und auch mit ihrem Vater hat.*

*Später tauchen in ihrer Münchner Wohnung die Freundinnen Else und Hilde zufällig zusammen.*

## **Gespräch mit Else und Hilde**

An einem Samstag im diesem Frühjahr war Else gerade bei mir zu Besuch, und wir saßen beim Abendessen. Da klingelte es, und Hilde stand vor der Tür. Wir begrüßten uns freudig, und mir fiel auf, wie schlecht sie aussah. Ich erklärte Else kurz, woher ich Hilde kannte. – „Wie hast du die letzte Zeit überstanden?“ fragte ich sie zögernd, denn ich ahnte nichts Gutes. „Mein Vater hat sich den Amerikanern gestellt und die Tschechen verlangten seine Auslieferung. – Er hatte mir ja nie etwas Näheres über seine Tätigkeit erzählt. - Als er sich den Amerikanern stellte, war er auf das Schlimmste gefasst. Beim Abschied sagte er zu uns: Ihr werdet womöglich Schlechtes über mich hören, aber ich habe immer

nach meinen Überzeugungen gehandelt. Ich bin mir keiner Schuld bewusst“ – Vor kurzem haben ihn die Tschechen zum Tod verurteilt und gehängt! - Else war bleich geworden. „Meinen Vater haben die Nazis gehängt“, brach sie die beklommene Stille – „Auch er hat mir gegenüber geschwiegen und mir nie erzählt, warum er dagegen war.“ - Wir schwiegen. Von der Straße her heulte der aufschwellende und wieder verebbende Ton eines Martinshorns, und in der darauf folgende Stille wandte sich Hilde plötzlich mir zu: „Ich muss dir etwas sagen .... ich wurde von der Gestapo über dich ausgefragt, und ich sollte dich dann weiter beobachten! – Aber ich habe ihnen gleich gesagt, dass es bei dir nichts zu beobachten gibt. - Mir war das alles schrecklich!“ Sie sah mich Hilfe suchend an, ich versuchte ihr zuzulächeln, aber es gelang mir nicht. Ich starrte ihr nur sprachlos ins Gesicht.

Wie wir den Rest des Abends verbrachten, weiß ich nicht mehr genau. Else und Hilde sprachen lange über ihre Väter. Ich hörte nur noch zu, und während sie sprachen, stiegen Erinnerungen an den meinigen in mir auf. – Nachts verfolgten mich wirre Träume, deren Inhalt ich am andern Morgen nicht mehr greifen konnte.

Du kannst dir vorstellen, Katrin, dass mir das, was ich an diesem Abend erfuhr, nachging. Das Schlimmste war, dass das, was Lisa schon angedeutet hatte, offensichtlich stimmte: auch ich war von der Gestapo überwacht worden. - In den darauf folgenden Wochen rührte ich meine Geige nur noch an, wenn es im Unterricht unbedingt erforderlich war. Ich hatte Angst vor dem Einschlafen, weil ich auf Schreckträume gefasst sein musste. Tagsüber war mir oft übel, und ich konnte kaum etwas essen. Gott sei Dank hatte ich mein Schüler, die mich auf andere Gedanken brachten, vorübergehend wenigstens.

*Von ihrer Freundin Else wird sie wieder auf den Hof eingeladen. Dort führt sie ein für sie wichtige Gespräche mit Mutter und Tochter, durch die sie wieder Lebensmut schöpft, und bald danach trifft sie ihre Mutter, die in München ein Engagement als Sängerin bekommen hatte. Sie erzählen sich ihre Erfahrungen bei der Entnazifizierung.*

## **Gespräch mit Mutter**

„Setz dich erst einmal und erzähl mir, wie es dir ergangen ist.“ Mutter zeigte sich hoch erfreut, dass ich glimpflich durch diese „lächerliche Entnazifizierung“ gekommen sei, und zur Musik zurück gefunden hätte. „Stell dir vor, auch mich haben sie – wie recht und billig - als Mitläuferin eingestuft. Aber Hubert ist noch im Lager. Sie wollen ihm den Prozess machen. Einfach schamlos. Er hat doch nur seine Pflicht getan!“ - Etwas später sprach sie vom Holocaust.

„Glaubst du das, dass es so viele waren? Und ob das überhaupt stimmt, was wir da an Fotos und Filmen als Beweise vorgesetzt bekommen? Die Leichenberge können doch genauso gut von Fliegerangriffen auf Hamburg oder Dresden stammen.“ „Nein, weil die Leichen der Fliegerangriffe anders aussahen, nicht

so völlig ausgemergelt, wie die Menschen im KZ, das weißt Du doch selbst!“ widersprach ich. Aber ich mochte keinen Streit mit ihr anfangen und wechselte das Thema, indem ich sie nach ihrem Engagement fragte. „Ich bin einerseits glücklich, dass ich wieder in meinem Beruf arbeiten kann. Andererseits macht mir die beständige Sorge um Hubert sehr zu schaffen.“ Sie kam auf die glänzenden Aufführungen in Bayreuth und ein Zusammentreffen mit Hitler im Jahr 1940 zu sprechen. „Obwohl ich nicht in tragenden Rollen dort war, hatte ich doch zusammen mit Hubert einmal die Gelegenheit Hitler zu begegnen. Es war bei einem Empfang im Anschluss an die Aufführung der Meistersinger. Er war bester Laune, gab uns allen die Hand und machte ein paar Bemerkungen über die Aufführung. Seine Augen strahlten, und als er zusammen mit Winifred Wagner den Raum verließ, waren wir alle in Hochstimmung, wie betrunken von seiner Gegenwart.“ Sie sprach dann noch von SS-Kameraden und anderen Freunden ihres Mannes, mit denen sie sich regelmäßig trafe, um Hilfe für Gesinnungsgenossen und deren Familien, die in Not gekommen waren, zu organisieren. „Es ist so ein wunderbarer Zusammenhalt zwischen uns, ein großer Trost in dieser schweren Zeit“, meinte sie.

Wir trennten uns spät, und als ich durch die spärlich beleuchteten Straßen nach Hause ging, war ich traurig und seltsam leer. Einerseits merkte ich, dass ich mich innerlich von ihr entfernt hatte. Andererseits war ich mir aber auch nicht sicher, ob ich das, woran sie sich mit allen Kräften klammerte, nicht selbst noch suchte: den verlorenen Glauben an das Deutschland der vergangenen zwölf Jahre, und den Zusammenhalt all derer, die dazugehört hatten.

In der Zeit, in der ich dem Vaterland und dem damaligen Regime diene, war ich mir so sicher, das Gute zu tun, und es hat lange gedauert, bis ich mich mit der Erkenntnis abfinden konnte, dass die Grenze zwischen Gut und Böse mitten durch uns hindurch verläuft.

Neulich las ich in einer Zeitung eine erstaunliche Aussage eines Mädchens aus einer philosophischen Kindergruppe.

„Das Böse ist das Einseitige. Das Beharren auf einer Seite. Also, wer von sich sagt, er sei nur gut, ist schon wieder böse. Er sieht in sich das Böse nicht. Das Gute ist die Einheit von gut und böse.“<sup>1</sup>

Aber damals, Katrin, war ich noch weit entfernt von solchen Einsichten, und das Leben hat mich noch einmal zurückgestoßen in eine Welt, die ich schon glaubte verlassen zu haben.

*1948 verliebt sie sich in eine ehemaligem SSler, der sich mit der Niederlage des Regimes nicht abfinden kann . Diese ihre erste Beziehung zu einem Mann ist anfänglich glücklich, wird aber zunehmend schwierig. Der Mann verschwindet, als sie schwanger wird. Sie selbst will das Kind und befreit sich dadurch immer entschiedener aus dem Umkreis derer, die den Glauben an das Regime nicht*

---

<sup>1</sup> Zitiert nach Ute Scheub: „Das falsche Leben – eine Vatersuche. Piper München, 2006. S. 6.,

*aufgeben können. Die Tochter wird 1949 geboren und sie kämpft sich als Alleinerziehende durch Leben.*

*1963 ist die Tochter 14 Jahre alt, zieht aus, bricht die Schule ab, schließt sich einer K-Gruppe an, und gehört 1968 zu den RAF-Sympathisanten.*

*Mutter und Tochter hören nichts mehr voneinander.*

*2006 stirbt die Mutter mit 83 Jahren und ergänzt kurz vor ihrem Tod den Brief an die Tochter*

Erst einige Zeit, nachdem ich diesen Lebensbericht zu Ende geschrieben hatte, wurde mir klar, dass ich mich all den Erinnerungen nicht nur deshalb ausgesetzt habe um sie Dir mitzuteilen. Ich habe es auch für mich selbst getan. Denn je älter ich werde, desto mehr habe ich den Wunsch, mir unmittelbar ins Gesicht zu schauen: zu wissen, wer ich einmal war und wer ich heute bin, und wie es so kommen konnte, wie es kam, und was ich selbst bewusst dazu beigetragen habe, dass es so kam. Inwieweit mir das gelang, bleibt natürlich offen. Aber ich möchte mich für den Rest meiner Tage damit beschäftigen.

*Diesen Brief schrieb die Tochter, nachdem sie Lebensbericht gelesen hatte.*

## **Brief der Tochter.**

Es ist zu spät. Du liegst unter der Erde.

Ein halbes Jahr ist es her, dass sie Dich begraben haben. - Dieses trübe Begräbnis, auf dem ich niemand kannte.

Es hat lange gedauert, bis ich es über mich brachte, das Bündel von Heften aufzumachen, das ich beim Ausräumen Deiner Wohnung fand. Dieses Bündel mit der Aufschrift: FÜR KATRIN. - Ich habe mir gedacht, dass Du Dich nur rechtfertigen wolltest, für alles, was Du mir zugemutet hast. Und das war ja einiges. Was ich nun weiß, erklärt mir, warum Du mir verschwiegen hast wer mein Vater ist. Aber was hätte ich getan, wenn Du es mir gesagt hättest? Wäre nicht alles noch schlimmer für mich gewesen? Womöglich wäre ich dann voll in die RAF eingestiegen, mit fatalen Folgen. Das sehe ich heute ein. – Ja, mein Schicksal muss Dir auf der Seele gelastet haben, vor allem, wenn Du jemals von meiner Krankheit erfahren hast, was ich ja nicht weiß.

Aber schließlich habe ich die Hefte dann doch zur Hand genommen und angefangen darin zu lesen, erst zögernd, mit großen Pausen.

Irgendwann las ich mich fest und konnte die ganze Nacht nicht mehr aufhören. Als ich durch war, wollte ich unbedingt mit Dir darüber sprechen. Zum ersten Mal habe ich echte Trauer empfunden über Deinen Tod – darüber, dass es nun zu spät ist. Bisher war ich eher erleichtert über die Tatsache, dass Du endgültig aus meinem Leben

verschwunden bist, und nun ist es plötzlich anders. – Hättest Du mir doch diese Hefte früher gegeben, so dass wir darüber hätten sprechen können! – Aber ich weiß, ich hätte sie nicht gelesen, hätte sie Dir wahrscheinlich vor die Füßen geworfen.

Dieser Brief ist blanker Unsinn, aber ich musste ihn schreiben! - Weiß Gott, was ich jetzt mit ihm mache. Vielleicht vergrabe ich ihn in Deinem Grabhügel, oder verbrenne ihn. - Weiß der Himmel, aber ich musste ihn schreiben, weil wir nicht mehr reden können.

## **Schlussbemerkung.**

Aus einem Buch von Melita Maschman: Fazit, kein Rechtfertigungsversuch“<sup>2</sup> sind viele Erinnerungen an den Reichsarbeitsdienst, das Kriegsende und die Nachkriegszeit soweit entnommen, als sie mir selbst, als 8 Jahre jüngere, nicht zur Verfügung standen. Andere Erinnerungen sind meine eigenen, andere Fiktion.

Ich habe Melita Maschmann Ende der sechziger Jahre selbst getroffen, und sie als einen aufrichtigen und integeren Menschen schätzen gelernt. Ihrem Andenken sei dieses Buch – unter anderen - gewidmet.

---

<sup>2</sup> Melita Maschmann: Fazit, kein Rechtfertigungsversuch“ ; DVA 1963.